



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Das Einkommen und seine Verteilung von Dr. Friedrich Kleinwächter, k. k. Regierungsrat und Professor an der Universität Czernowitz. — Der Arbeiterschutz. Seine Theorie und Politik von Dr. Runo Frankenstein, Dozent an der Humboldtakademie in Berlin. Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1896

Die beiden Bücher bilden den fünften und den vierzehnten Band der ersten Abteilung des von Frankenstein herausgegebenen Hand- und Lehrbuchs der Staatswissenschaften in selbständigen (einzeln käuflichen) Bänden, von dem schon einige Bände in den Nummern 2 und 27 der vorigjährigen Grenzboten besprochen worden sind. Kleinwächters Einkommenlehre zeichnet sich durch lebhaft und anschauliche Darstellung aus, behandelt den Gegenstand erschöpfend und enthält unter anderm eine scharfsinnige Kritik der verschiedenen Grundrententheorien. In der Einleitung hebt der Verfasser die Schwierigkeit einer genauen Begriffsbestimmung des Einkommens hervor. Mit dieser Schwierigkeit hat es seine Nichtigkeit, aber Kleinwächter übertreibt, wenn er behauptet, es sei „absolut unmöglich, den Begriff des Einkommens derart genau zu umschreiben, daß man ihn im praktischen Leben überhaupt auch nur brauchen könne.“ Man kann ihn sehr gut gebrauchen, denn wenn auch die Leistungen der Steuereinschätzungskommission von den Eingeschätzten gewöhnlich für sehr anfechtbar gehalten werden, so weiß doch jedermann ganz genau, daß ein Schuhlicker ein kleines, ein Gerichtsdirektor ein mittleres und ein Magnat oder ein Kommerzienrat ein großes Einkommen hat; auch genügen die Begriffsbestimmungen, die wir haben, für gewöhnlich, um beurteilen zu können, wieviel ein jeder ausgeben darf, wenn er nicht über seine Verhältnisse leben will. Absolut genaue Begriffsbestimmungen giebt es, außer in der Mathematik, in keiner Wissenschaft. Sind die Gelehrten etwa einig darüber, was ein genus oder eine species in der Botanik, was die Seele, was der Verstand, was der Staat, was ein Maler oder ein Dichter ist? Seite 9—10 führt Kleinwächter für die Unhaltbarkeit der gewöhnlichen Begriffsbestimmung folgendes an. Die Wohnung im eignen Hause werde dem Besitzer als Einkommen angerechnet; folglich produziere sich ein Einkommen, der den ganzen Tag auf seinem Sofa liege, weil er es ja statt dessen hätte vermieten und so Geld heraus schlagen können. Das ist einfach Unsinn. Die Wohnung, die ich nicht selbst benutze, kann ich vermieten, aber das Sofa im eignen Wohnzimmer könnte nur ein Narr vermieten, und nur ein zweiter Narr könnte es mieten. Vermietet man aber ein Sofa, das man nicht selbst zu benutzen gedenkt, als Bestandteil einer ganzen Zimmereinrichtung samt dem Zimmer an einen Junggesellen, so sind diese Möbel in der That Einkommen abwerfende Vermögensbestandteile, was zu begreifen nicht die geringste Schwierigkeit verursacht. Die andern Beispiele, die angeführt werden, sind noch unsinniger, z. B. daß nach der gewöhnlichen Einkommenlehre eine Frau Einkommen produziren würde, die ihre Kinder selbst wäscht und kämmt, anstatt Badediener und Friseur zu bezahlen, wo es doch offenbar ist, daß es sich gar nicht um Einkommen, sondern um eine Ausgabersparnis handelt. Abgesehen von diesen Stellen der Einleitung kommen solche Sonderbarkeiten in dem Buche weiter nicht vor. — Frankenstein's Buch „will einerseits als Lehrbuch in die Fragen der Theorie und Politik des Arbeiterschutzes einführen, andererseits sucht es denen, die mitten im praktischen Leben stehen, als Hilfsmittel zur Orientirung über das heutige Arbeiterschutzrecht zu dienen.“ Der Verfasser hat die doppelte Aufgabe, die er sich gestellt hat, auf 380 Seiten lexikon-

oktav sehr gründlich gelöst und noch eine 66 Seiten(!) füllende Bibliographie beigegeben.

Wie reist man billig und bequem? oder die Lösung der Personentariffrage, nach Vorträgen des Rechtsanwalts A. Jakob in Pforzheim von L. S. Zittau, Pahlische Buchhandlung, 1896

Als Vorsitzender des süddeutschen Eisenbahnreformvereins hat sich Herr Jakob mit der einschlägigen Litteratur eingehend bekannt gemacht; vor allem aber haben ihn, wie es im Vorwort heißt, seine Erfahrungen beim praktischen Eisenbahnverkehr für seine Reformvorschläge geleitet. Um so ernstere Beachtung verdienen seine Vorschläge. „Auf Grund der aus den Fahrkarten mit Vergünstigungen (Kundereisehefte usw.) gezogenen Erfahrungen und gestützt auf den Grundsatz, daß jede gesunde Reformbewegung an das Bestehende anzuknüpfen habe,“ empfiehlt er einen Entfernungstarif mit folgenden Sätzen: bei den gewöhnlichen Personenzügen dritte Klasse 1,5 Pfennig, zweite Klasse 3 Pfennige und erste Klasse 6 Pfennige für die Person und den Kilometer. Daß diese Tariffätze durchführbar seien, wird damit begründet, daß sie schon heute als Ausnahmen bestehen, ja daß bedeutend niedrigere Sätze bestehen, was an Beispielen nachgewiesen wird. Daß er die kurze Übersicht der Tariffätze des österreichischen und des ungarischen Zonentarifs, sowie der Vorschläge von Perrot und Engel, die er nur „der Vollständigkeit wegen“ bringt, mit keinem Worte der Anerkennung oder Zustimmung begleitet, beweist, daß er für diese Tarife nichts übrig hat. Dagegen tritt er der Äußerung eines württembergischen Fachmannes bei: „Wenn eine Verbilligung der Personentariife eingeführt wird, muß sie so groß sein, daß dem Publikum in der That das Reisen erleichtert wird, und daß durch die Vermehrung der Reisen den Verwaltungen Einnahmeausfälle erspart bleiben.“ Hierzu wäre noch zu bemerken, daß Einnahmeausfälle bei einer allgemeinen und beträchtlichen Herabsetzung der Tarife, die auch wir für notwendig und möglich halten, auch durch Vereinfachung des Betriebes, namentlich durch Verminderung der Zahl der Wagenklassen, verhütet oder doch vermindert werden könnten. Auch darin befindet sich Herr Jakob in erfreulicher Übereinstimmung mit den Fachkreisen, daß er sich für Weibehaltung eines Zuschlags (von 10 oder auch 20 Prozent) bei Schnellzügen ausspricht. Wenn er dadurch zugleich einer übermäßigen Belastung der Schnellzüge vorbeugt wissen will, so steht damit seine weitere Forderung, daß jeder Schnellzug auch die dritte Wagenklasse führen solle, nicht im Einklange. Im allgemeinen dürfte es auch genügen, wenn in jeder Richtung täglich ein Schnellzug mit dritter Klasse verkehrt, wie es auf den meisten norddeutschen Bahnen schon jetzt geschieht. In anderer Hinsicht könnten wir freilich auch von Süddeutschland manches lernen; besonders beherzigenswert ist unter anderm der von der bairischen Staatsbahnverwaltung in einer (von Jakob angeführten) Denkschrift über Tarifreformen aufgestellte Grundsatz: „Schließlich ist darauf zu sehen, daß der Prozentsatz der Ermäßigung in der dritten Klasse sowohl wegen der großen Frequenz dieser Klasse als auch aus sozialpolitischen Gründen höher als der der übrigen Wagenklassen festgesetzt werde.“ Wenn es nur erst zu einer Umsetzung dieses löblichen Grundsatzes in die Praxis käme!

Mit vollem Recht wendet sich Jakob auch gegen unser verworrenes und buntscheckiges Fahrkartenwesen. Aber die von ihm befürwortete Einführung einer (5) Kilometermarke, die er als Heilmittel dafür ansieht, kann nicht als solches anerkannt werden, so bestechend auch der — übrigens nicht neue — Gedanke auf den ersten Blick erscheinen mag. In Fachkreisen ist er schon wiederholt aufgetaucht und eingehend erwogen worden. Seine praktische Undurchführbarkeit hat sich klar

herausgestellt. Selbst wenn es gelänge, die bei dem Fahrpersonal und der großen Masse der Reisenden entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, bliebe immer noch das unüberwindliche Hindernis bestehen, daß die Kilometermarken keine wirksame Kontrolle über die richtige Erhebung des Fahrgeldes zulassen und Betrügereien und Unterschleifen Thür und Thor öffnen würden.

Schließlich müssen wir noch eines — leider weit verbreiteten — Irrtums des Herrn Jakob gedenken. Seiner Meinung nach sind die Eisenbahnen verpflichtet, es dahin zu bringen, daß die Reiselust bis zur Grenze der Möglichkeit gesteigert werde. Aber nichts wäre verfehlter als das, wenn nicht etwa die Eisenbahnen ausschließlich als Mittel zur Erzielung möglichst hoher Überschüsse angesehen werden sollen. Und davon ist Herr Jakob sicherlich ebenso weit entfernt wie jeder andre, der sich über ihre wichtigen Aufgaben klar geworden ist. Auch im Dienste des Staates, der Gesamtheit, ja hier erst recht, müssen die Verkehrsmittel vor allem in ihrem Zusammenhange mit den wirtschaftlichen, sittlichen und besonders auch sozialpolitischen Verhältnissen und Erscheinungen und ihrem unleugbaren bestimmenden Einfluß darauf betrachtet werden. Da ist es aber einleuchtend, daß es nicht ihre Aufgabe sein kann, einen möglichst großen Massenverkehr zu entfesseln und damit der ohnehin überhand nehmenden Unstetigkeit der Menschen Vorschub zu leisten, sondern nur, dem wirklichen und berechtigten Verkehrsbedürfnis in einer Weise zu genügen, die allen billigen Anforderungen und namentlich auch dem staaterhaltenden Grundsatz der Gerechtigkeit entspricht, wie sie uns z. B. in der sozialpolitischen und — in bescheidenen Anfängen — auch in der Steuergesetzgebung der letzten Jahre entgegentritt. Davon sind wir aber in unserm Verkehrswesen noch weit entfernt.

Württembergische Geschichte. Von Eugen Schneider. Stuttgart, J. B. Metzler, 1896

Auf dem Gebiete der württembergischen Geschichtsschreibung herrscht gegenwärtig rege Thätigkeit. Während die „Württembergischen Geschichtsquellen“ den Stoff zur Einzelrecherche an die Hand geben, hat der Archivbeamte Schneider in dem hier genannten Buche eine zusammenfassende Darstellung gegeben und damit wirklich eine Lücke ausgefüllt, da das Buch die richtige Mitte hält zwischen den Werken der Stälin und den landläufigen Beschreibungen, die weder eingehend noch kritisch genug sind. Es verbindet in glücklicher Weise volkstümliche Schreibart mit umfassender Kenntnis der Quellen. Der Natur der Sache nach gliedert es sich in drei Bücher: die Grafschaft, das Herzogtum, das Königreich. Die Zeit des Kurfürstentums ist mit Recht als eine bloße Zwischen- und Übergangsstufe dem zweiten Buche angehängt worden. Die Vorgeschichte, d. h. die ganze vor der Grafschaft liegende Zeit ist leider auf vier Seiten Einleitung abgethan. Man hätte gern eine eingehende Beschreibung der schwäbischen Urgeschichte, da einesteils der schwäbische Boden an vorgeschichtlichen Funden außerordentlich reich ist, andernteils die Vimesforschung auf Schwabens Vorzeit aufklärende Streiflichter geworfen hat. Mit Recht ausgeschlossen worden, als noch nicht der Geschichte angehörig, ist die Regierung des gegenwärtigen Königs Wilhelms II. Glanzpunkte der Schilderung sind die Charakteristiken der Herzöge Eberhard im Bart, Ulrich, Christoph, Karl Eugen (des „Karlherzogs“) und namentlich des Königs Friedrich. Bei dem zuletzt genannten hat Schneider manchmal Gelegenheit, seinen Gegensatz zu der Auffassung Treitschkes zu betonen. Während Treitschke in Friedrich nur den asiatischen Despoten sieht, der es unter den Rheinbundfürsten am tollsten trieb, als eine jener Tyrannennaturen, die das napoleonische Regiment mit allen Launen karrikirten und

keine Selbständigkeit, weder Adel noch Stände, neben sich duldeten, so versäumt Schneider nicht, auf die hohen staatsmännischen Gaben des Fürsten hinzuweisen. Er folgt hier den „Rettungen“ Friedrichs durch Pfister und Schloßberger, den Standpunkt des Kanzlers Mümelin findet er ebenso einseitig im Lob, wie den Treitschkes im Tadel. Das Urteil über diesen Fürsten hat sich wohl jetzt geklärt, und man muß ihm in manchen Punkten Recht geben, so namentlich in seinem Streit mit den Ständen über die altwürttembergische Verfassung. Die Stände sind hier von dem Vorwurf der Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit nicht freizusprechen, und wenn auch Uhlands vaterländische Gedichte dem lautersten Gerechtigkeitsgefühl entsprangen, so steht doch ihr Pathos in keinem Verhältnis zu der überlebten Einrichtung, die sie priesen. Trefflich sagt W. Lang (Von und aus Schwaben, 2, 83): „Während ist es, wie in einer Zeit, wo alles wankte, diese patriotischen Männer um ihr ein und alles sich scharen: eine ehrwürdige Verfassung, die längst zur Unmöglichkeit geworden, die zum Stillstand verurteilt war, indessen die Welt sich verwandelte; während, wie sie bei den in Niesenkämpfen sich erschöpfenden Gewalten eine Teilnahme für ihr kleines Heiligtum voraussetzen. . . . Sie trachten die entfesselten Bergströme einzufangen und auf ein altertümliches Mühlrad zu lenken, das in idyllischer Selbstgenügsamkeit nichts weiter begehrt, als sich ewig um sich selbst zu drehen.“

Daß für die Zeit Friedrichs, mit dessen Regierung teilweise die Kriege Napoleons zusammenfallen, Schneider der Darstellung der Truppenbewegungen und kriegerischen Unternehmungen einen breiten Raum gewährt, wird man begreiflich finden; doch hat man hier und da den Eindruck, daß er des Guten hier zu viel gethan habe, ohne die Anschaulichkeit der Schilderungen des Generals Stockmayer zu erreichen. In manchen Zügen zeigt der württembergische König Ähnlichkeit mit Friedrich dem Großen, z. B. in seinem durchfahrenden Gerechtigkeitsfinn, der in seiner Einseitigkeit bisweilen ungerecht wurde sowohl gegen die mildere Auffassung der Richter, als auch gegen das historische Gegebne. Auch in seiner Geringschätzung der geistigen Bedeutung der Kirche gleicht er dem Preußenkönige: beiden war die Kirche ein Regierungsorgan und hatte nur den Beruf, Gehorsam gegen den Staat und die Obrigkeit zu predigen. Bedenkliche Unzufriedenheit erregte des Königs Jagdliebhaberei. Seine blutigen und zugleich prächtigen Waldjagden verschlangen Unsummen, und die Hegung des Wildes schadete der Landwirtschaft. Was er in dieser Beziehung sündigte, hat aber dann sein Sohn und Nachfolger Wilhelm I. wieder gut gemacht durch seine treue und allseitige Fürsorge für das Gedeihen des Landmanns, sodaß er den ehrenden Beinamen eines „Bauernkönigs“ wohl verdient. Weniger bekannt ist, daß bei dieser Fürsorge für das Praktische und unmittelbar Notwendige manche idealen Forderungen unter seiner Regierung zurücktreten mußten, daß z. B. zu dem Verfall vieler mittelalterlichen Baudenkmäler niemand mehr beigetragen hat als die Kameralverwalter Wilhelms I. Aber auch hier holte der Sohn (Karl) nach, was der Vater versäumte; man denke nur an die Wiederherstellung des Juwels klösterlicher Baukunst in Babenhausen. Mit einem andern, wichtigeren Gegenstand zwischen Wilhelm I. und Karl wollen wir diese Besprechung schließen: Wilhelm war bekanntlich ein Gegner einer nationalen Einigung Deutschlands auf Kosten der Selbständigkeit und Machtlosigkeit der Kleinstaaten; er hatte sich auch der Idee eines preussischen Erbkaesertums am zähesten widersezt (seine nationaldeutschen Regungen, wie sie bei Schneider, Seite 149, zu lesen sind, sind vorübergehend gewesen); Karl hat im Jahre 1871 unter Verzicht auf mancherlei Souveränitätsrechte sein Land als organisches Glied dem Verband eines nationaldeutschen Gesamt Vaterlandes eingefügt.

H. S.

Dulcamara. Von Paul Garin. Regensburg, W. Wunderling, 1896

Unter diesem gesucht seltsamen Titel giebt ein feiner Menschenkenner nach dem Muster von Pascals, La Bruyeres, La Rochefoucaulds, Lichtenbergs Aphorismen seine Gedanken über Welt und Menschen, Moral, Religion, Ästhetik, Politik, Gesellschaft und Pädagogik in gesonderten Kapiteln. „Die Güte eines Kopfes zeigt sich in der Kraft und Tiefe seiner Aperçus.“ Diesen gelegentlich geäußerten Gedanken bewahrheitet das ganze Buch. Einzelne Sätze mögen hierfür als Probe dienen: „Wem kein Schritt der innern Entwicklung mehr durch den äußern Gang der Dinge gestört werden kann, der ist erwachsen und ein Mann. Sein ganzes Leben besteht in nichts anderm mehr, als daß er der Welt hundertfältig zurückgiebt, was sie zu seinem Schmerz in ihn gefäet. — Wenn man die Dummheit und die Gemeinheit begreiflich findet, ist man weise, wenn man sie erträglich findet, ist man — alt. — Der Gute liebt seinen Nächsten um der Vorzüge willen, die ihm selber abgehen, der Böse haßt ihn darum. — Sobald sich ein Widerstand entgegenstemmt, ist der erste Gedanke des Dummen die Gewalt, des Schlechten der Betrug, des Guten das Recht. — Die Fabrikware der Natur zu verachten ist keine Kunst, schon eher, sie zu verstehen und gewiß, sie zu lieben. — Jeder Tadel enthält etwas von dem unangenehmen Geruch des Eigenlobs. — Unter den Wölfen das Lamm spielen wollen, heißt nichts andres als ein — Schaf sein. — Bei dem Anblick eines jeden Bauwerks, das dem Einzelwillen eines Machthabers seine Entstehung verdankt, wird es dem Beschauer offenbar, daß nur die Völker wirklich bauen können, nicht der Einzelne.“ Drastisch ist Seite 67 der Vergleich des Widerspruchs, den das Genie erweckt, mit dem Murren, das der Eintritt eines recht Dicken in einen überfüllten Trambahnwagen hervorruft, treffend Seite 176 die Zurückführung der modernen Vereinsmeierei auf geschäftliche Tendenzen, Kundenfängerei u. dergl., wie auch die schlechten Einbände der Lehrbücher (S. 186) den Lehrerkassen dienen müssen; fein wird das Wesen der Politik in der Kunst, Erfolg zu haben, erblickt, daher es keinen verkannten Politiker geben könne, den erst die Nachwelt zu Ehren gebracht hätte; auch das Wiedererwachen „oder vielmehr Wiedererwecken“ altindischer Vorstellungen wird mit Recht auf die „durch unsre materialistische Aufklärungsperiode erzeugte allgemeine Unfähigkeit, das vom Christentum bereits überlieferte und über jene Vorstellungen weit hinausgeführte Gedanken- und Vorstellungsmaterial zu assimiliren“ zurückgeführt. Der Verfasser zeigt sich in der Anschauungswelt Schopenhauers, Hartmanns und Du Prels befangen; die unbewußte Gedankenwelt spielt nach ihm eine große Rolle, jeder Mensch sei ein „Schatz geheimer Weisheit“ — „die im Unbewußten aufgespeicherte Intelligenz heißt Gewissen,“ dieses unbewußte Geistesmaterial sei durch Vererbung zahlreicher Generationen angesammelt und überliefert, daraus erkläre sich, daß Genies oft von unbedeutenden Eltern geboren werden (diese fatale Vererbung, von der die Romanschreiber so viel und die Psychologen so wenig wissen!), eine fatalistische Vorexistenz und mystische Unsterblichkeit läßt den Autor als innigern Anhänger der indischen Theosophie erkennen, als man nach obiger Verwahrung glauben sollte. Eine wiederholt hervortretende Sympathie für den Katholizismus ist nicht von einem tiefern Verständnis begleitet. Dies zeigt sich besonders in dem Haß gegen Afese, die als Egoismus, als „Bestreben, die Last der Bedürfnisse des Leibes los zu werden,“ erklärt wird. Alle Diogenesse sind „feige Komödianten“ (S. 306); Nonnenklöster sind „Gräber der Jugend,“ die Männerklöster bieten gar „den traurigen Anblick eines Asyls von Schiffbrüchigen und eines Spitals von geistig und körperlich presthaften Unglücklichen.“ Doch erhebt sich der Verfasser damit wenigstens über die protestantische

Phantastik von den „essenden, trinkenden, legelnden, kareffirenden Mönchen“ auf modernen Bildern. Von dem Frieden, den die Ruhe der Leidenschaften und die Hingebung an ein hohes Ideal gewährt, hat er als moderner Genußmensch keinen Begriff. In der Moral erhebt er sich nicht über Egidys Gemeinplätze, hält Märchen für schädlich, erklärt Gewissen und Kunst sensualistisch aus Nützlichkeitstendenzen und weist religiöse Ideen gänzlich ab. Sophokles und Shakespeare hält er für die ersten Tragiker, Calderon als Glückseligkeitsgläubiger gehöre in eine andre Klasse. Es entgeht ihm, daß Shakespeare und Calderon als christliche Dramatiker von den antiken Dichtern weit geschieden sind. Die Idee der Freiheit und Subjektivität bildet hier den Gegensatz.

Die Schwäche des Buches ist die Schwäche solcher aphoristischen Gedankenäußerungen überhaupt. Indem eine interessante Seite der Frage „mit einem jener Blitze, wie sie nur der Jupiterhand des Genies entfahren,“ beleuchtet wird, soll dieser Lichtblick sofort als das Wort des Rätsels gelten, und damit wird die Größe der Frage und die Schwierigkeit der Fassung zugleich mißkannt. Diese Kritik eines Schopenhauerschen Gedankens (S. 15) kann als passende Selbstkritik genommen werden. Oft treffen wir auf gewagte Bilder, dem glänzenden Ausdruck ist nicht selten die begriffliche Schärfe geopfert, Meinungen, die aus augenblicklichen Stimmungen geflossen sind, werden rüchhaltlos verallgemeinert, auch ein trister Pessimismus, der spontanen edeln Regungen stets mißtraut und sie mit klügelnder Sophistik auf selbstsüchtige Strebungen, hierarchische Politik usw. zurückführt, macht sich weithin geltend. Sehr paradoxe, ja verschrobene Äußerungen fehlen nicht, und ein übelwollender Rezensent könnte eine böse Untrautlese veranstalten. Dennoch bleibt des Guten und Bediegnen soviel, daß das Buch jedem Zeitgenossen als Spiegel des Lebens in einem reichen und geistvollen Gemüt empfohlen werden kann. Trotz mancher Anklänge an Vorgänger (auch an das Rembrandtbuch) ist Originalität dem Ganzen nicht abzuspreehen, man fühlt, daß die Lebensansichten in der Schule eines vielseitigen und ernstern Lebens gewonnen worden sind.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
 Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig